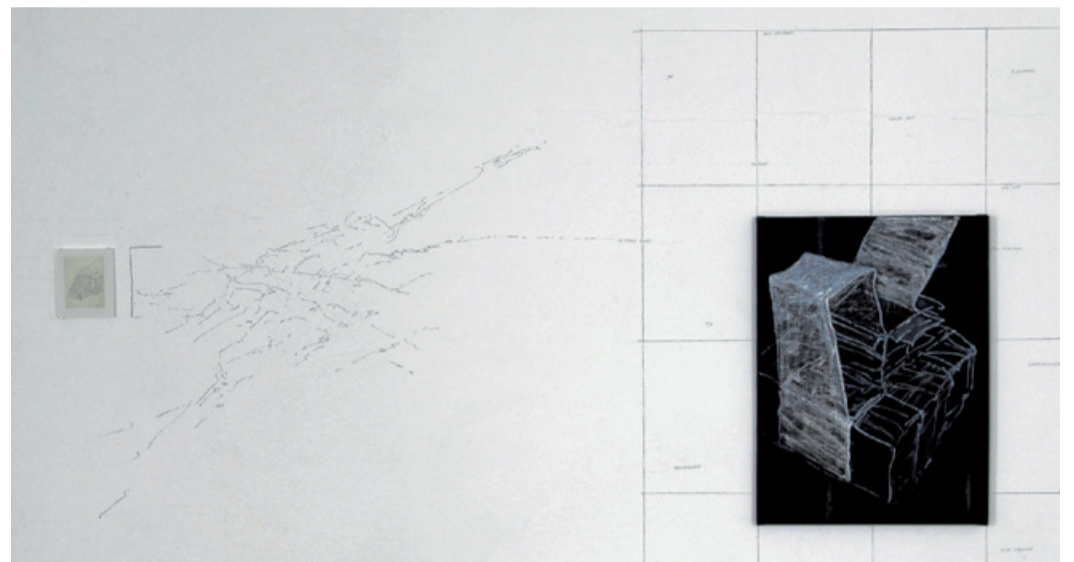
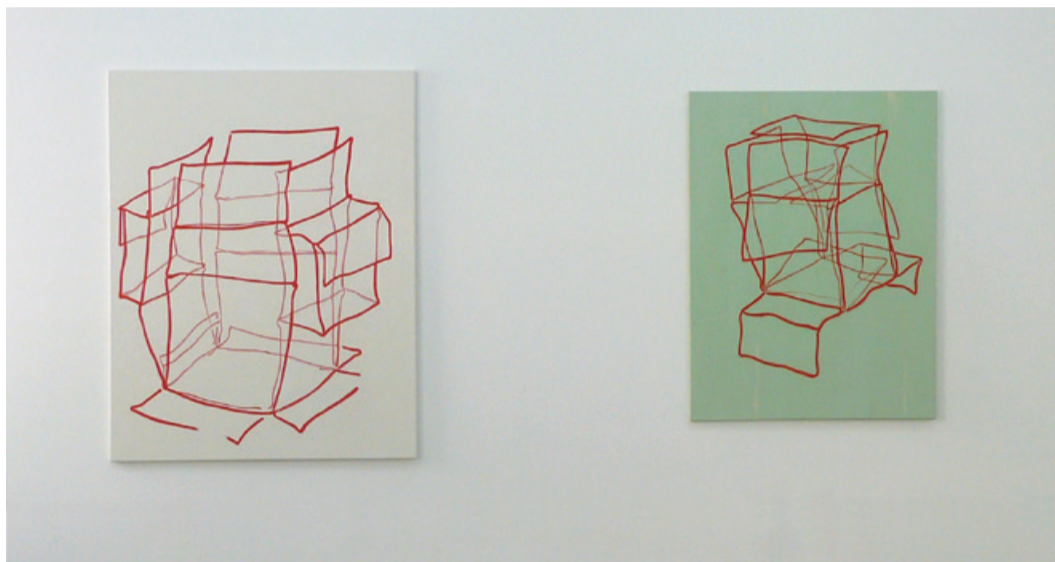


swzkunst

Fast Architektur, Antikartografien und unlesbare Briefe

Brigitte Mahlknecht, geboren in Bozen, lebt seit Jahren als Künstlerin in Wien, wo gerade ihre Arbeiten in zwei Ausstellungen von der Presse gelobt wurden. Ein Porträt einer Frau, die nach dem Motto „Wer seine Zeit verplant, wird keine neuen Ozeane entdecken“ lebt.



Wien/Bozen – Bei brütender Hitze läuft sie mit einer kleinen Kamera durch das alte Gibellina in Sizilien, das 1968 durch ein Erdbeben zerstört wurde. Hier findet Brigitte Mahlknecht eine kongeniale künstlerische Arbeit, die Intervention des italienischen Arte-Povera-Künstlers Alberto Burri, der die Gebäuderümmen unter einer dicken Betonschicht begrub, die urbanistische Struktur der mittelalterlichen Stadt aber erhielt. Und genau hier liegt der Schnittpunkt zwischen der Künstlerin und dem Altmeister. Sie zeichnet – in diesem Falle filmisch – die Linien des Stadtgefüges nach, genau

so wie sie das schon seit Jahren in vielen ihrer Arbeiten auf Papier und Leinwand macht.

Komplizierte Straßengefüge, die von Menschen oder undefinierbaren Gebilden unterbrochen, gestört werden, gehören zum konstanten Repertoire der Künstlerin. Solche Strukturen findet sie auch in der Geisterstadt von Burri, wenn sie ihre Kamera von oben auf die Betonstrukturen hält. Geht sie die Mauern entlang, erkennt man ihre minimalisierten, abstrahierten architektonischen Strukturen, die wiederum aus wenigen Linien zusammengestellt sind.

Es ist ihre Sehnsucht nach neuen Räumen – Lebens- oder Denkräumen –, die Brigitte Mahlknecht zu ihren Arbeiten antreibt. Diese immerwährende Aufmerksamkeit springt auch aus ihren wachen Augen, die stets auf der Suche nach noch Unbekanntem sind, wo auch immer sie sich gerade befindet.

Wenn sie dann ihre „unlesbaren Briefe“ schreibt oder ihre imaginären Landkarten zeichnet, nehmen unlesbare Schriftzüge ihren Lauf und fügen sich zu geometrisierenden Gebilden, die an Kartografie erinnern, aber keine sind. Als Antikartografien werden

sie im Presstext ihrer letzten Ausstellung im Wiener „sehnsaal“ (der sowohl Kunstprojekt als auch Projektraum ist) bezeichnet.

Was immer Brigitte Mahlknecht einfängt, ob auf dem Blatt, auf der Leinwand oder im Film, erscheint in seiner Formensprache reduziert und auf den Punkt gebracht. Dafür geht sie beim Verkleinern der Inhalte bis an die Grenzen und erweitert dadurch die Deutung. Jedes Eingrenzen auf Inhalt oder Form ist ihr fremd, sie sucht die Weite, das Unbekannte. Das sizilianische Gibellina fügt sich ebenso selbstverständlich

in Wiener Galerieräume wie in vergangenen Ausstellungen Stadtansichten aus New York oder Mexiko.

Für Brigitte Mahlknecht spielt sowohl beim Reisen als auch in der Kunst der Umgang mit der Zeit eine große Rolle. Für sie macht es keinen Sinn, sich etwas „reinzuziehen“ oder „runterzuladen“. Nur wenn sie sich aussetzt bzw. ausliefert, wird sie „belohnt“. Für sie gilt das Motto: Wer seine Zeit verplant, wird keine neuen Ozeane entdecken.

Traudi Messini



Typisch für Brigitte Mahlknecht ist der intensive Dialog und oft auch eine enge Zusammenarbeit mit Künstlerkollegen und –kolleginnen. Hier stellt sie bei der Finissage ihrer eigenen Ausstellung im „sehnsaal“ in Wien die Videos der Animationskünstlerin Jane Cheadle vor, mit der sie immer wieder inspirierende Gespräche führt und deren Werk sie schätzt.

SWZ: Sie sind eine Künstlerin, die ihren Weg stetig geht – ohne großes Bedürfnis am Kunstmarkt mitzuspielen. Wenn Sie heute zurückdenken, würden Sie diesen schwierigen Weg wieder wählen?

Brigitte Mahlknecht: Als ich begonnen habe zu studieren, habe ich über den Kunstmarkt nicht nachgedacht. In Wien gab es damals auch keinen interessanten Markt für junge Künstlerinnen. Ich hatte eher das Gefühl, dass ich jetzt erstmal wissen will, was das ist, die Kunst, und was die wirklich kann, nicht nur in der Gegenwart. Dazu bin ich sehr viel in Bibliotheken gesessen und in Museen gegangen. Das waren für mich Tresore voll mit Wissensspeichern, die Bücher und die Kunstwerke. Es gab nichts Aufregenderes und Wertvolleres für mich. Wenn ich etwas früher Zugang zu die-

Interview Brigitte Mahlknecht

„Es ging nicht darum, sich gegenseitig zu ‚toppen‘“

sen Dingen gehabt hätte, hätte ich mich vielleicht auch früher mit dem geschäftlichen Aspekt beschäftigt. Wenn ich nochmal anfangen könnte, würde ich vieles anderes machen, denn im Grunde wusste ich immer schon, wofür ich mich interessiere.

Sie haben sozusagen einen Umweg zum Künstlerin-sein gemacht...

Umwege können gut sein, aber auch die sollte man sich selber aussuchen. Ich denke, ich hatte das typische Frauenproblem, das ich damit zusammenfassen könnte, dass ich erst lernen musste, dem was ich selber mache, die gebührende Bedeutung zu geben. Walter Pichler hat einmal zu mir gesagt: „Noble Zurückhaltung ist da nicht angebracht!“ Das hat mir gut gefallen. Aber trotz allem ist der Markt nicht mein Kompass. Eine Gesellschaft braucht mindestens zwei Säulen, auf denen sie stehen kann: Kunst und Kultur und Wirtschaft – oder umgekehrt. Es sind zwei verschiedene Dinge und der Markt wird, auch wenn es um Kunst geht, zu einem großen Teil von Wirtschaftlern bestimmt. Das ist ein sehr komplexes Thema.

Wie haben Sie Ihren künstlerischen Werdegang gestaltet?

Mich haben immer diejenigen interessiert, die versuchen, die Wirklichkeit hinter der sichtbaren Realität zu ergründen, in der Kunst und auch in Wissenschaften. Die Wirklichkeit ist das, was wirkt. Man sieht sie nicht an der Oberfläche, an der Fassade, außer man ist geschult im Lesen kleiner Zeichen und Signale, im Spurenlesen. Das ist eine ernste Sache, muss aber nicht immer eine todernste Angelegenheit sein, es hat viel mit dem Experiment und mit dem Spielrischen zu tun. Dazu braucht man Augen

und Ohren, und alle Sinne, die uns zur Verfügung stehen. „Wir spielen bis dass der Tod uns abholt“ hat der deutsche Künstler Kurt Schwitters gesagt. Das ist ein ernster Satz.

Verfolgen Sie in Ihrem künstlerischen Werdegang eine bestimmte Strategie?

Eher versuche ich es mit Lebensphilosophie als mit Strategien. Lange habe ich nur gemacht, was sich ergeben hat, jetzt gehe ich selber mehr auf Leute zu und überlege mir, welche Orte für meine Arbeit in Frage kommen. Das Buch als Präsentationsform und als Form der Archivierung und Verbreitung wird immer wichtiger. Ich tue sozusagen mehr dafür, dass mehr Menschen meine Arbeit überhaupt wahrnehmen können.

Sie hatten schon immer eine große Sehnsucht nach fremden Orten, Reisen war stets wichtig für Sie. Wie wirkt sich das auf Ihre Arbeit aus?

Reisen hatte für mich immer schon zwei Bedeutungen. Einerseits neue Orte kennenzulernen, mit allem Drum und Dran, sehr oft ausgehend von der Kunst und Kulturschicht, über soziale Strukturen und Sprachen usw., und andererseits mich selber unter den neuen Bedingungen kennenzulernen, versteckte Seite in mir an die Oberfläche zu bringen, Neues auszuprobieren. Deshalb bin ich immer gern länger an einem Ort geblieben, um ein Gefühl von Sesshaftigkeit zu bekommen und ich war immer unheimlich traurig, solche Orte wieder zu verlassen.

Weshalb?

Es bedeutet eine Wohnung zu verlassen, Menschen zu verlassen, Gerüche, Geräusche, Farben so nicht mehr zu haben. Es ging mir nicht nur darum zu sehen, sondern auch darum, wie sich das anfühlt, wie sich

Umgebungen anfühlen und was entsteht, wenn ich in dieser Umgebung zeichne, arbeite. Meine Arbeit hat sich überall, wo ich war, ein wenig verändert. Viele der wichtigsten Impulse sind unterwegs auftaucht, nicht im konzentrierten Atelier.

Das Briefschreiben ist ebenfalls ein große Leidenschaft von Ihnen und eine Konstante. Gibt es da einen entscheidenden Auslöser?

Beim Briefe schreiben kommen zwei scheinbar gegensätzliche Dinge zusammen: Das Fernweh, das mich in die Welt zieht und die Lust an der Kommunikation mit Zurückgebliebenen, oder – wenn ich von zu Hause aus Briefe schreibe – auch ein innerer Blick in die Ferne. Der Brief hat wie jedes andere Medium seine Besonderheiten. Ich schreibe nicht mehr oft Briefe und vor allem nicht mehr in der Intensität wie früher, könnte aber gut sein, dass es wieder mehr wird. Langsam kristallisiert es sich heraus, welches Medium für welche Art von Mitteilung das Geeignenste ist.

Was ist das Besondere am Medium Brief?

Briefe können geschrieben werden, gezeichnet, fabriziert. Ein Brief ist ein Artefakt, handgemacht, mit Inhalt, der sich an einen bestimmten Empfänger richtet. Im Allgemeinen ist die Existenz des Empfängers der Grund dafür, dass der Brief entsteht. Der Empfänger, die Empfängerin ist die Muse, die den Absender anregt, den Brief zu schreiben. Ich schreibe Briefe an Menschen von denen ich annehme, dass sie Freude an meinen Zeilen, Gedanken, Erzählungen haben, von denen ich annehme, dass sie den Brief lesen und auch antworten. Wer nicht lesen kann und nicht antwortet, ist kein guter Briefpartner. Voraussetzung ist ein gegenseitiges Interesse.

Es ist wie ein Gespräch in einer langsameren Geschwindigkeit, ich überlege mir die Worte besser, komme auf überraschende Formulierungen und mache Zeichnungen dazu, die mir sonst nicht „einfallen“ würden. Das gefällt mir wahrscheinlich am besten daran.

Gibt es Themen, die Sie heute mehr interessieren als noch vor ein paar Jahren?

Mehr würde ich nicht sagen, ich denke allerdings anders über manche Themen nach, Gesellschaftliches zum Beispiel. Was ich heute schwerer erträglich finde, sind die Floskeln derer, die nicht über den eigenen Gartenzaun sehen. Deshalb interessieren mich wieder Leute wie John Cage, Richard Buckminster Fuller, Marshall McLuhan, die mit ihrer künstlerischen, philosophischen und wissenschaftlichen Tätigkeit daran gearbeitet haben „die Welt zu verbessern“. Und dabei haben sie sich gegenseitig befruchtet, unterstützt, inspiriert. Es ging nicht darum, sich gegenseitig zu „toppen“, sondern gemeinsam Fragen zu stellen. Und es hatte mit Leidenschaft zu tun.

Was bedeutet für Sie Erfolg?

Erfolg ist für mich zum Beispiel, wenn ich mir eine Umgebung erarbeitet habe, in der ich meine Sachen mit möglichst wenig Behinderung betreiben kann. Das Leben sollte mit steigendem Alter interessanter werden und man sollte so viel Geld verdienen, dass man nicht ständig darüber nachdenken muss. Eine Künstlerin braucht Platz, um sich in der Arbeit entfalten zu können, und Räume, Podien, Plattformen, wo sie ihre Arbeit zeigen und diskutieren kann. Bewegungsfreiheit und die richtigen Leute um sich herum sind dabei ausschlaggebend.

Interview: Traudi Messini